

Heinrichs Romfahrt [Schluss]

Autor(en): **Heer, J.C.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 7

PDF erstellt am: **16.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636052>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 7 - 28. Jahrgang

Verlag: Berner Woche, Bern

12. Februar 1938

Im Armenviertel

Von Walter Dietiker *)

Die Gassen eng, die Häuser hoch und schmal,
Die Kammern klein und ihre Wände kahl,
Wo sich der Blick durchs offene Fenster drängt,
Das gar noch schief in seinen Angeln hängt.

Vereinzelt etwa, grau und öd und flach,
Um ein Kamin ein brüchig Plattformdach.
Geflickte Wäsche hängt an einem Seil;
Dort oben hat sie an der Sonne teil.

Und auf des Daches Boden ausgestreckt
Wärmt sich ein Kätzchen, das die Pfoten leckt.
Es ist versöhnt, es hält nicht streng Gericht —
Ob auch die Menschen? Ach, ich weiß es nicht!

*) Aus „Das siebente Buch“. Gedichte. Verlag A. Franke A.-G., Bern.

Heinrichs Romfahrt

ROMAN von J. C. HEER

30

Entzündet von den Werken der Geister, die Ewigkeitswerte geschaffen haben, sprühte seine Seele in dichterischem Schwung und Feuer, doch beherrscht von den Schönheitsgesetzen des Maßes und der Harmonie. Die Stunden wurden ihm und den Mädchen Gottesdienst.

Junge Augen lachten; frische Wangen glühten; heiße Herzen flogen ihm zu. Es ist das selige Recht der Jugend zu schwärmen!

„Er sieht mit seinem eckigen Kopf gar nicht aus wie ein Dichter“, reizten die Eltern etwa die Schülerinnen.

„Wir wissen es besser; er ist doch einer!“ flammte ihre Antwort empor.

Heinrich Landsiedel hätte es leicht gehabt, sich aus den Mädchen des Stiftes, unter denen es so viel Anmut, so viel Freudiges, so viel Tiefes gab, die feinste und edelste als sein künftiges Weib auszuwählen, den Liebreiz, die Kraft, den Reichtum, die innere Größe. Wie manche feine Hand streckte sich ihm und hegte in der feinen!

Er aber griff nicht zu und galt deswegen im Kreise enttäuschter junger Damen, Väter und Mütter als absonderlicher junger Hagestolz, dem nicht zu helfen sei.

Ruhig und stetig lebte er seinem Beruf und verwand darin Innerliches.

Da erhielt er auf dem Umweg über seinen Verleger einen merkwürdigen Brief. Er kam aus dem Hospital de Dieu in Paris und enthielt, von fremder Hand geschrieben, Mitteilungen seines ehemaligen Freundes Reinhold von Plus.

„Vielleicht haben Sie es in der Zeitung gelesen“, lautete der Brief, „daß in einer entlegenen Ecke des Bois de Boulogne vier junge Russen und ein russisches Fräulein bei Versuchen mit Sprengbomben verunglückt sind. Drei Mitglieder unserer Gesellschaft sind tot; uns, die beiden andern hält man mit zerschmetterten Gliedern noch künstlich im Delbad und mit Sauerstoff am Leben. Bis wann? Mich vielleicht bis morgen! Ich bestehe nur noch aus Kopf und Rumpf, und der Brand frißt sich stets näher ans Herz. Indessen bemitleidet mich wohl niemand als ich mich selbst. Nach dem kurzen Aufenthalt in Tübingen hatte ich das ehrliche Bestreben, aus den Ketten des Anarchismus los und wieder in ein gutes Verhältnis mit den Eltern zu kommen. Ich war zwei Jahre Sektenprediger in Amerika. Da hatte ich in New-York das Unglück, mich in eine Russin zu verlieben, Lydia Smirnoff, auch Nihilistin wie jene Miriam Dettenbach, an deren Geschichte Sie sich vielleicht erinnern. Die Geliebte führte mich nach Paris, und es war wieder das alte revolutionäre Lied. Nun ist es ausgefungen.“

Eines bleib mir aber noch zu erledigen, und in den letzten Lebensstunden muß ich mich in einer Gewissensangelegenheit an Sie wenden, obgleich ich von Ihrem jetzigen Schicksal nichts weiß, als daß Sie der Verfasser der köstlich schönen und tiefen „Doia-Lieder“ sind. Darum lasse ich den Brief über den Verlag an Sie gehen.

Sie ahnen wohl, daß es sich bei meiner letzten Sorge um die Rosa Went handelt, vielmehr um ihren unehelichen Sohn, der Blut von meinem Blut ist. Wie Sie wissen, wollte ich Ihnen

aus lauter Neigung und Freundschaft den Beweis erbringen, daß Rösle Ihrer nicht wert sei. Leider gelang es mir über Wunsch. Etwa ein halbes Jahr, nachdem ich Tübingen verlassen hatte, empfing ich in Zürich den Besuch eines württembergischen Gefängnisgeistlichen, der mir die unerbaulichen Nachrichten brachte, daß die Rosa Went wegen Brandstiftung seiner Obforge vertraut sei und in einiger Zeit ein Kind erwarte, als dessen Vater ich gelten müsse. Er bat mich um Mittel für die Went, und ich habe auch verschiedene Male so viel für sie und ihr Kind getan, als es mein stets schmaler Beutel erlaubte, besonders während der Geburt des Jungen, und als sie mir schrieb, daß sie einen Mann heirate, Schuhmacher Joseph Geiskopp in Stuttgart, der dem Knaben ein guter Vater sein werde. Das letztere ist nun leider nicht der Fall. Ein Russe, der bei ihm ein Paar Schuhe sohlen ließ, schilderte ihn mir als völligen Säufer. Das Kind jedoch sei ein prächtiges und viel versprechendes Geschöpf mit herrlichen blauen Augen. Nun kommen mir gerade diese nicht aus dem Sinn. Ich möchte nicht, daß der Junge einmal ein noch zügelloseres und verfehlteres Leben als sein Vater führen und so elend enden wird wie ich. Deswegen habe ich schon vorgestern den Eltern, mit denen ich mich allerdings nie versöhnt habe, Kenntnis von diesem Kind gegeben. Ich hege die leise Hoffnung, daß mein Vater von seinen Millionen so viel für den jüngsten Sprossen seines Stammes übrig hat, daß der Junge mein Andenken nicht ganz verfluchen muß. Tut mein Vater für seinen Enkel nichts, so doch hoffentlich meine Mutter, die eine christliche Frau ist. Ich habe den Eltern dafür Ihren Namen und den Ihres Verlegers aufgegeben und bitte Sie in der Erinnerung an die schönen Stunden, die wir in Tübingen miteinander verleben durften, die Sache meines Kindes zu der Ihrigen zu machen. Ich kenne ja sonst in Württemberg niemand, an den ich mich wenden könnte. Ich hoffe, daß es Ihnen durch die Hilfe meiner Eltern gelingt, den Knaben aus seiner jetzigen schlechten Umgebung hinwegzunehmen und ihn in einem Waisenhaus unterzubringen und daß Sie stets ein Auge über sein Ergehen halten. Das ist meine große Herzensbitte an Sie! Und nun sie ausgesprochen ist, sterbe ich ruhiger. Wie oft habe ich nach meinem Aufenthalt in Tübingen an Sie gedacht, immer mit dem Selbstvorwurf, daß ich die meiste Zeit meines Lebens in einer verdorbenen Gesellschaft verbracht habe, die tief unter der Lauterheit und Herzensgüte meines Heinrich Landsiedel stand. Wie schön hätte ich mich neben Ihnen entwickeln können! Es war aber schon damals zu spät. Ihre „Doia-Lieder“ haben mich mächtig ergriffen. Als ich sie las, empfand ich noch einmal etwas wie Befriedigung über die vielbereute Tat, mit der ich Ihnen die Augen über die Unbedeutendheit der Rosa Went geöffnet habe. Ich spürte aus den Liedern, daß Sie wohl Herzerschütterndes, aber auch herrlich Hohes in der Liebe erlebt haben!“ —

Was sollte nun Heinrich mit diesem Brief? — Einer Antwort bedurfte es nicht; der ihn hatte schreiben lassen, war, wie er einer Zeitungsnotiz über das Nihilistenunglück im Bois de Boulogne entnahm, schon jenseits des Sterbens; auch rührten sich die Gutsbesitzerseute von Plus mit keiner Zeile. Doch vermochte Landsiedel nicht das Vermächtnis des Toten in den Wind zu schlagen. Obgleich es ihm im Innersten widerstrebt, eine treulose Geliebte, die ins Unglück gekommen war, wiederzusehen, entschloß er sich, die Familie Geiskopp aufzusuchen und sich mit eigenen Augen zu überzeugen, wie es um das Kind Reinholds von Plus und der Rosa Went stehe.

Die Schustersleute wohnten in einem moderigen Gäßchen der Stuttgarter Altstadt, dessen Giebel sich oben beinahe zusammenneigen. Heinrich gab sich einen Ruck und trat in die trübe Butik, die zugleich als Wohnzimmer diente. Ein stechender Ge-

rich von verdorbener Luft und Schnaps kam ihm entgegen. Mit glänzenden Augen schaute der Geschäftsinhaber vom Einbein auf und legte den Stifthammer zur Seite. „Und was wäre gefällig, Herr?“ —

„Ein Paar Schnürschuhe wollen Sie mir anmessen“, erwiderte Landsiedel und spürte sich erleichtert, daß die Frau abwesend war.

Der Schuster, ein widerwärtiger Mensch mit grauem, verschwommenem Gesicht und großer Glase, um die ein Ring dunkler Haare lief, kniete zur Maßnahme vor ihn nieder. Unter dessen betrachtete Heinrich zwei kleine Kinder, die blaß und halbnaakt auf dem schmutzigen Stubenboden spielten. Sie hatten im Gesicht bereits den niedrigen Ausdruck des Vaters, und keines von beiden konnte der Sohn Reinholds von Plus sein. Sollte er fragen? — Sein Blick ruhte auf einem kleinen Arbeitstisch, auf dem ein Haufen Schäfte für Damenstiefel lagen.

„Dort arbeitet sonst meine Frau“, unterhielt der Schuster den Gast. „Sie hat aber nicht beständig Arbeit. Wo sie nur steckt, die Schlampe? — Sie sollte von einem Ausgang zurück sein.“

Da regte sich etwas hinter einer abgestorbenen spanischen Wand, die wohl die Betten der Familie verbarg.

Ein feines, blaßes Knabengesicht schaute verschüchtert mit großen, blauen Augen durch die Spalte der Tücher hervor.

„Komm her, mein Jungel!“ rief ihm Landsiedel zu.

Im Nu verschwand das Gesichtchen wieder.

Da lief der Schuster hin und riß den etwa fünfjährigen, zartgliedrigen Buben beim Armchen aus dem Versteck. „Willst du dem Herrn gleich guten Tag sagen!“ Drohend lockerte er den Riemen.

Baghaft reichte der Junge dem Fremden die Hand, und der Blick Landsiedels ruhte auf dem Geäder der schöngebauten Schläfen.

„Wie heißt du?“ fragte er.

„Heinrich“, erwiderte der Knabe leise und traurig.

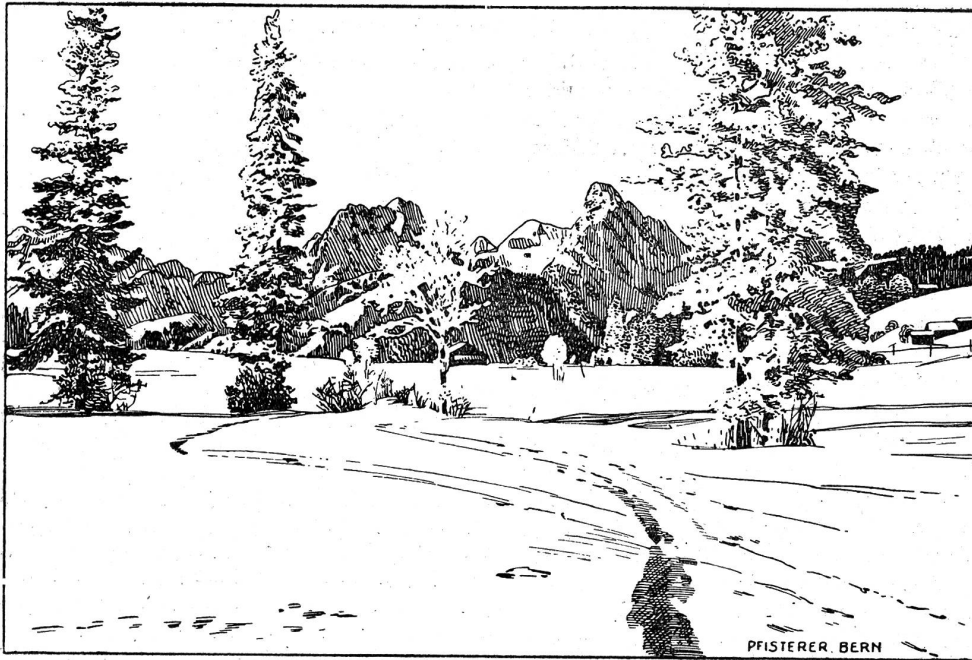
Der Schuster bemerkte es nicht, wie das Wort seinem Kunden einen Stoß gab. Er lachte rau. „Ja, Heinrich heißt er. Ist das nicht ein blödsinniger Name? — Der Junge ist nämlich ein Baron; den Namen hat ihm meine Frau gegeben, bevor ich sie kannte; sie tat es, weil ein Student in Tübingen Heinrich hieß, mit dem sie eine Liebchaft gehabt hat. Ich hätte den Buben Emanuel oder Cäsar getauft; doch ist es jetzt gleichgültig; denn mit seinem Vater, dem Herrn Baron, ist es ein schlechtes Geschäft, und feinetwegen hätte ich meine Frau nicht zu heiraten gebraucht. Ich rechnete, er würde uns einen Schuhwarenladen an der Königsstraße einrichten. Nichts von alledem! Bei magern paar Hundert Marklein blieb's, und jetzt ist er nach Paris verschwunden. Wir aber haben den Balg und Vergebenseßler!“ —

„So, Heinerle!“ wandte sich Landsiedel an den Buben und legte ihm ein Markstück in die blaße Kinderhand. „Ich heiße wie du!“

Ein rührendes Lächeln spielte um den Mund des Jungen.

Als Landsiedel gegangen war, machte er einen weiten Lauf, um die Kleider zu verlüften und noch mehr die Seele. War es möglich, daß es in seinem lieben Stuttgart, dessen Schönheit sein Herz sonst in Heimatstolz schwellen ließ, ein solches Bild der Armut und Verkommenheit gab? — Was war das für eine elende Heirat mit dem Hintergedanken, aus dem Vater des unehelichen Kindes Geld zu erpressen? „Rösle, mein armes Rösle, in was für böse Hände bist du geraten!“ seufzte er. — Und für den feinen, armen Knaben mußte etwas geschehen!

Er nahm den Heimweg über die Königliche Domänenverwaltung. Da saß der Adjunkt des Direktors, sein Freund Doktor Ulrich Zeuster, der die Beamtenlaufbahn eingeschlagen hatte



Winter auf Saanenmöser

und von den Möglichkeiten der gedeihlichen Versorgung eines Kindes mehr verstand als er. Dem schüttete Heinrich das schwere Herz aus.

„Nun, drei Wochen wird die Sache Zeit haben“, versetzte Zeusler gelassen; „ich bin im Begriff, mit Frau und Kind nach Billingen in die Ferien zu fahren. Komm auch! Wir sind doch keine rechten Stadtmenschen, Heinrich.“

„Jedenfalls grüße mir die Tilla Schedt in ihrem Forsthaus recht herzlich“, sagte Landsiedel.

„Du, die hat einen Bohn auf dich“, lachte Zeusler, „weil du ihr nie Gelegenheit gibst, dich über die „Doia-Lieder“ auszufragen, die sie so gut wie der Verfasser selber kennt.“

Landsiedel ging wieder.

Wenn sich auch aus Rußland niemand regte, war es ihm doch nicht recht, daß die Versorgung seines Schützlings auf sich warten ließ.

Da saß er eines Abends im schönen Studierzimmer und schrieb an einem Gedicht: „Das arme Kind!“

Die Glocke ging; das Dienstmädchen meldete: „Es ist eine Frau mit neuen Schuhen für Sie draußen.“

„Mein Gott, du, Rösle!“ rief Heinrich.

Das ärmlich gekleidete, bleichsüchtige Weib, das schon wieder guter Hoffnung ging, dem aber ein Rest von Anständigkeit geblieben war, wagte es nicht, den Blick zu ihm emporzuschlagen. Es sagte leise und in tiefer Scham: „Ich komme selber zu Ihnen, Herr Professor, um Ihnen meinen tiefen Dank auszusprechen für das, was Sie an meinem armen, verstoßenen Heinrich getan haben. Wie glücklich bin ich, daß er jetzt draußen im grünen Wald bei Hirschen und Rehen aufwachsen darf. Unter meinen Kindern ist es mir doch das liebste; der Junge ist so gescheidt und auch so dankbar für jedes bißchen Liebe, daß Sie nicht wissen wie dankbar.“

„Ich getan? Ihr Heinrich im grünen Wald? — Ich verstehe davon kein Wort, Rösle“, erwiderte Landsiedel verwirrt.

„Es war eine feine und schöne Dame bei uns; sie sagte, sie habe ihren Mann früh verloren, lebe einsam im Schwarzwald und wolle, da sie kein eigenes Kind besitze, den Heinrich

gern erziehen! Sie möge ihn schon, weil er Ihren Namen trage“, erzählte Frau Geißkopp tonlos.

„Tilla Schedt“, rief Heinrich.

„Ja, Frau Schedt aus dem Forsthaus bei Billingen. Also vielen Dank!“

Die Schustersfrau wandte sich zum Gehen; die Tränen wollten ihr kommen.

„Noch auf ein Wort, Rösle“, bat er. „Weißt du um das Schicksal Reinholds von Plus?“

Sie schüttelte gleichgültig den Kopf.

„Er ist in Paris unter gräßlichen Umständen gestorben!“

Da hob sie doch die trüben, traurigen Augen zu ihm empor. In glühendem Haß sagte sie: „Dann will ich mit Gott nicht mehr so stark wegen meines Unglücks hadern. — Dich aber, Heinrich, segne er!“ —

Sie riß sich los, ging, und die Treppe herauf kam ihr verhaltenes, trostloses Wimmern. —

Landsiedel wurde seiner Ueberraschung und Bewegung kaum Herr.

„Tilla Schedt“, murmelte er. Er strich den Titel des begonnenen Gedichtes durch, zerknüllte das Blatt und warf es in den Papierkorb. Das arme Kind, an das er bei der Niederschrift gedacht hatte, war ja jetzt, da es unter der mütterlichen Hut der feinen Frau aufwachsen durfte, ein reiches Kind.

Es wurmte ihn aber ein wenig, daß sie gehandelt hatte, ohne sein Einverständnis einzuholen. Doch er hatte sie ja auch nie in ihrem Forsthaus besucht, sondern es bei den gegenseitigen Grüßen bewenden lassen. Warum denn nur? —

Um sich das Bild Doias rein und ungestört zu erhalten!

Wozu aber an die denken, der keine Rettung mehr zu bringen war? — Hatte er um sie, die sich feinetwegen lebendig begraben hatte, nicht genug getrauert?

Erinnerungen an Santa Maria strichen, schmeichelnder Frühlingswind, durch seine Seele. Ob Tilla Schedt, die wie ein Sonnenstrahl in das öde Hospiz getreten war, noch die Kraft besaß, die Lenzluft des Schwarzwaldes um sich zu verbreiten, etwas wie Morgen im Forst, wie träumerisches Blühen im Jungschlag der Tannen? — —

Jedenfalls mußte er ihr dafür danken, daß sie den Knaben Heinrich so großherzig aus der Armut und Verderbnis der Schusterstube in ihre lichte Welt hineingezogen hatte. Auch seinem Freund Zeusler. Ohne ihn hätte Tilla Scheck nie um den Jungen erfahren.

Schon in den nächsten Tagen reiste er nach Billingen.

Ein linder Sommerabend fiel mit roten Tönen in die dunkeln Tannen. Da schritt neben ihm in Natürlichkeit Frau Tilla, die liebliche Schwarzwälderin mit den strahlenden, blauen Augen, der Schillernase und dem Mehrengewind der dunkelblonden Zöpfe. Ihr Ausdruck war wohl gereifter, aber ihr Wesen so frisch und unmittelbar wie in Santa Maria, ihre Stimme von jenem Wohlklang, der von selber an irgend ein schönes Lied erinnerte.

Die Nacht froh zwischen den Stämmen des Forstes hervor. Und die beiden einsamen Menschen sprachen noch von Doia.

Da legte Heinrich seinen Arm in den seiner Begleiterin. „Verehrte, liebe Frau Tilla“, sagte er, „was habe ich um Doia gelitten! Es gibt aber einen Herzenszauber, der stärker ist als die Wunden der Fremde — Heimat! — Du sei meine Heimat, Tilla!“ —

Sie neigte das Haupt, und fester legte sich ihr Arm in den seinen. Sie waren vor Glück so still, daß sie den leisen Nachtwind in den Wipfeln flüstern hörten und wie die dürrn Zweiglein unter den Füßen der Rehe brachen — Laute der Heimat! —

• • •

Zwei Jahre später, als kaum die Pfirsichstauden an den Hängen von Stuttgart ihre Blüten flammen ließen, unternahm Heinrich Landsiedel seine Romfahrt, die echte Romfahrt des deutschen Gelehrten.

Frau Tilla mußte daheim bleiben; sie stillte den ersten Bruder des kleinen Heinrich.

Landsiedel gehörte nicht unter diejenigen, die gähnend oder schlafend durch den Gotthard fahren. Obwohl es um Mitternacht geschah, waren seine Sinne hellwach. Er dachte an die verlorenen Augen des Mineurs Vermi, an Kaufmanns Rat: „Werden Sie kein alter Junggeselle“, und besonders lieb an seinen Freund Vater Placidus, mit dem er einmal in den Tunnel gewandert war. Als der Zug an Airolo vorüberbrauste, stellte er sich unter das Fenster und ließ sich den Nachtwind durch die Haare fahren. Nicht lang und er sah aus dem Tal hinauf nach Altanca, das im schwachen Mondschein auf dem Berggessimse lag. Dort träumte der Sindaco in Frieden; außer seinem Grab aber war wohl jede Spur der Menschen verwischt, die auf der Höhe einander geliebt und miteinander gelitten hatten. Nicht einmal Testa war mehr im Land; er hatte das Hotel am See verkauft und sich in Taormina einer neuen Unternehmung zugewendet. Und Grimmelli? — Der hatte wohl seine Zuchthausstrafe bald herum. Wenn er wollte, konnte er seinen Weg leicht wiederfinden. Doia hatte ja in ihrer letzten Not noch für ihn gesorgt.

Und sie? — Gräber und Klöster sprechen nicht! —

Como! Die rötliche Morgensohle, die auf der Stadt lag, schmerzte Heinrich; er schloß die Augen; ihm war, er höre aus entlegensten Weiten den weiblichen Chorgesang eines Requiems; eine junge Nonne in weißem Kleid werde hinabgesenkt in die Gruft.

Gottlob, der schwerste Ort der Romfahrt lag hinter ihm.

Es ging ihm ein Gedicht durch die Seele. Was ist alles Leben mehr als ein Traum? Und wer ihn nicht zu hart träumt, der soll gegen die andern edel sein, jeder sich der unsichtbaren Macht neigen, gegenüber deren Wesen und Geheimnis alle Religionsformen nur Stammellaute unmündiger Kinder sind!

E n d e.

Erinnerungen eines Dalmazi- und Marzilibuben aus dem Ende der Siebenzigerjahre des vorigen Jahrhunderts.

Sechzig Jahre sind es her, seitdem ich mit meinem Vater aus dem Auslande (England) nach Bern übersiedelte. Die Stadt zählte zu jener Zeit bloß wenig mehr als 40,000 Einwohner und es war denn auch deren Ausdehnung eine weit bescheidenere, als heutzutage. Da damals die beiden Hochbrücken, die Kirchenfeld- und Kornhausbrücke, noch fehlten und auch die Fertigstellung der großen Nydeckbrücke erst 33 Jahre zurücklag, so waren die jenseits der Aare gelegenen Teile der nächsten Umgebung der eigentlichen Stadt (Mattenberg, Rabental, Spitalacker, Obstberg, Gryphenhübeli, Kirchenfeld und Dalmazi) entweder nur schwach, d. h. meist mit einzelstehenden Landhäusern, oder dann überhaupt noch gar nicht überbaut.

Einzig im heutigen Lorrainequartier, das seinen Namen dem J. St. zuhinterst an der jetzigen Lorrainestraße gelegenen, ursprünglich „im kleinen Wyler“ genannten, dann aber im Jahre 1705 vom damaligen Besitzer in „Lorraine“ (Lothringen) umgetauften Gut verbannt, hatte sich seit der Vollendung der Eisenbahn- und Fahrbrücke, d. h. also vom Jahre 1858 an, eine rege Bautätigkeit entfaltet.

So stand beispielsweise auf dem ganzen großen, bis zum Dählhölzli sich hinziehenden Kirchenfeld an Gebäulichkeiten damals einzig eine große Scheune mit einem sog. Dreschöpel.

Im sog. Dalmazi bestanden zu jener Zeit an Gebäuden von der Dalmazibrücke an flussaufwärts bloß: eine große Sägerei (auf dem Areal der nunmehrigen Automobilwerkstätte) mit Wohnhaus; das frühere, Mitte der Achtzigerjahre abgebrannte Fabrikgebäude der immer noch bestehenden Brennerei- und Zirkelfabrik Demme und Krebs; dann zuoberst am sog. Dalmazirain ein zu jener Zeit noch nicht lange stehendes Mehrfamilienhaus; diesem über die Straße direkt gegenüberliegend ein größeres, anfangs der Achtzigerjahre ebenfalls dem Feuer zum Opfer gefallenes Bauernhaus und weiter hinten das sog. „Römergut“, welches zum Betriebe einer von den Stadtbernern fleißig besuchten Sommerwirtschaft diente.

Daß diese Uferstrecke, von der Brücke aufwärts bis zum sog. Knechteninsel, zu ihrer nichtberniischen und überhaupt unschweizerischen topographischen Bezeichnung „Dalmazi“ gekommen ist, liegt darin begründet, daß in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts ein Berner, der in venetianischen Diensten in Dalmatien gestanden hatte, nach seiner Heimkehr seinem dem Marzili gegenüberliegenden Gute den Namen „Dalmatien“ gegeben hatte. Diese Bezeichnung wurde dann im neunzehnten Jahrhundert zu „Dalmazi“ abgefüßt. Ein Beweis hiefür ist der Umstand, daß im Jahre 1652 verfügt wurde, die Schießübungen mit den Kanonen müßten von der Kleinen Schanze aus gegen „Dalmatien“ abgehalten werden.

Mit der schon vor dem Jahre 1300 geläufigen topographischen Benennung des „Marzili“ hat es übrigens eine ganz ähnliche Verwendung. Das jetzige Marzili wurde früher als Marfili oder Marfilie bezeichnet und ist dem Namen nach identisch mit dem mittelhochdeutschen Marfilie = Marseille.

Das Vorkommen dieser topographischen Bezeichnung dürfte (ähnlich wie es bei der Lorraine und dem Dalmazi gegangen ist) seinen Grund wohl darin haben, daß eine Person, welche zum damaligen Marseille in irgend einer Beziehung stand, nach Bern kam, dort unten an der Aare ein Landgut besaß und nun diesem den Namen „Marfilie“ gab, wofür letzterer in der Folge zur topographischen Bezeichnung des ganzen Quartiers, bezw. des ganzen dortigen sog. „Drittels“ wurde.

Im Jahre 1877 fanden mein Vater und ich in dem weiter oben erwähnten, zu oberst am Dalmazirain noch heute stehenden Mehrfamilienhaus bei einem schon zu jener Zeit und dann noch lange Jahre hindurch bekannten und namentlich in der bernischen Sängervelt geschätzten Pädagogen L., Bruder meines Vaters, gastfreundliche Aufnahme für die Zeit eines Jahres,